



Helen Brown

Cleo

Wie ich das Lachen
wieder lernte

*Aus dem Englischen von
Andrea Stumpf*

Deuticke

Das Buch

Als Sam kurz nach seinem neunten Geburtstag überfahren wird und stirbt, bleiben seine Eltern und sein kleiner Bruder Rob verzweifelt zurück. Einige Wochen später wird ein eher hässliches weibliches Katzenjunges bei der Familie, die auf einem unwegsamen Hang am Rande von Wellington, Neuseeland, lebt, abgeliefert. Sam hatte sich das Kätzchen noch vor dem Unfall als Geschenk ausgesucht. Die in Australien lebende Autorin und Journalistin Helen Brown erzählt in dieser literarischen Autobiographie die berührende Geschichte ihrer Familie, die sich mit Hilfe der Katze Cleo nach dem tragischen Unglück zurück ins Leben kämpft.

Die Autorin

Helen Brown ist eine der bekanntesten und meistgelesenen Kolumnistinnen Neuseelands. Sie arbeitet fürs Fernsehen und fürs Radio und lebt seit neun Jahren in Melbourne, Australien. »Cleo« ist ihr erstes Buch auf Deutsch, in Australien, Neuseeland und Großbritannien wurde es ein Bestseller. Die Filmrechte sind bereits verkauft.

LESEPROBE für vorablese.de

Helen Brown: Cleo

Roman. 384 Seiten. Gebunden. €17,90

Aus dem Englischen von Andrea Stumpf. Erscheint am 26. Juli 2010

Der Eindringling

Eine Katze kommt nicht, wenn sie eingeladen wird.

Sie taucht auf, wenn sie gebraucht wird.

Für immer. Sam war für immer weg. Wie lange dauerte das? War das die Unendlichkeit? Das Zeichen für Unendlichkeit war eine Schleife. Wenn ich lange genug an einer universellen Bushaltestelle wartete, würde Sam dann irgendwann vorbeikommen und zu mir zurückkehren?

Nie mehr. Ich würde ihn nie mehr wiedersehen. Zumindest solange ich nicht an den Himmel, die Reinkarnation oder das Internat von Doris Stokes glaubte. Ich konnte mir Sam nicht in einem Internat vorstellen, auch nicht in einem von Engeln geführten. Er würde die Regeln herauskriegen und sofort dagegen verstoßen, um hinausgeworfen und nach Hause geschickt zu werden.

Auch wenn eine dieser anderen Wirklichkeiten existieren sollte, sei es in der Gegenwart oder in der Zukunft, hatte ich keinen Zugang. Was hätte ich für die enge Verbindung meines Vaters zur geistigen Welt gegeben. Eines seiner Lieblingszitate von Shakespeare lautete: »Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt ...«

Mein Vater erzählte oft von der Nahtod-Erfahrung, die er als junger Mann auf einem Operationstisch gehabt hatte. Er sei durch einen Tunnel aus funkelndem Licht emporgeschossen, an dessen Ende einige wunderbare Leute auf ihn

gewartet hätten. Er sei überglücklich gewesen, dort zu sein, aber dann sagte eine sanfte Stimme: »Es tut mir leid, aber du musst zurück.«

Als er durch den Tunnel zurück in die gewöhnliche Welt gewirbelt wurde, sei das die größte Enttäuschung seines Lebens gewesen, berichtete er. Diese Erfahrung hatte ihn offen gemacht für Geister, Naturgeister, Hexenbretter, einfach alles Übersinnliche, das nichts mit der »Kirchenheit«, wie er es nannte, zu tun hatte. Er kannte einfach zu viele Leute, die sich Christen nannten, aber keine der bewundernswerteren Eigenschaften von Jesus zeigten.

Dad war gewiss ein außergewöhnlicher Mensch. Mit seinen kornblumenblauen Augen sah er durch die Menschen nicht hindurch, sondern vielmehr um sie herum. Wenn er mit jemandem redete, vermittelte er oft den Eindruck, gleichzeitig ein Gespräch mit den unsichtbaren Begleitern seines Gegenübers zu führen.

Manche Leute würden sich freuen, wenn sie auf dem Golfplatz sterben. Mein Vater hatte etwas Vergleichbares während der Pause eines Konzerts zu Stande gebracht, auf das er Mutter und mich mitgenommen hatte, als die Kinder noch klein waren. Er hatte gerade sein Lieblings-Violinkonzert von Bruch gehört, drehte sich zu mir und sagte: »Also, die Akustik hier ist wirklich großartig.« Plötzlich sackte ihm das Kinn auf die Brust und er stöhnte laut auf. Ich legte meinen Arm um seine Schulter und fragte, ob alles in Ordnung sei. Er hob den Kopf, blickte zu einem Punkt über der Bühne und lächelte verzückt. Dieses Mal sagte derjenige, der am Ende des Tunnels wartete: »Nun komm!«, und Dad folgte der Stimme ohne zu zögern.

Für uns war es ein Schock, aber für meinen Vater hätte es keinen schöneren Tod geben können. Er war bereit gewesen

zu gehen. Zu wünschen, er möge wiederkehren, wäre im Grund egoistisch gewesen. Aber bei Sam war es etwas anderes. Ich suchte nach Hinweisen, dass Sam noch unter uns weilte. Wenn sich ein Vorhang bauschte, musste irgendwo eine Tür geöffnet worden sein. Der Schatten an der Wand erinnerte mich an Sams Kopf, aber es war nur der Zweig eines Farnbaums, der sich vor dem Haus bewegte.

Die einzige Botschaft von ihm war das Wort »Blödian«, das mit grünem Filzstift ganz oben auf der Wand in seinem und Robs Zimmer geschrieben stand und das Steve beim Tapezieren entdeckte. Sam hatte auf eine Leiter steigen müssen, um es schreiben zu können. Es war typisch für unseren Sohn, Erwartungen mit einem Witz zu begegnen. Wenn er uns überhaupt etwas damit sagen wollte, dann, dass wir dumm waren, weil wir uns in unserem Elend suhlten.

Niemals. Sam würde niemals erwachsen werden und den Rausch der ersten Liebe erfahren, die Freude an der Geburt seiner eigenen Kinder. Für immer. Er war der Welt für immer verloren, für immer erinnert als das geliebte Kind, das niemals die Gelegenheit bekam, zum Mann heranzuwachsen. Die Worte wirbelten in meinem Kopf herum, bis ich schließlich zu dem Panoramafenster ging – das nicht ins Säurebad gebracht werden konnte, weil es fest in das Haus eingebaut war – und mit einem kleinen roten Farb-abkratzer darüber herfiel. *Niemals, für immer, niemals*, bis mein Handgelenk schmerzte und meine Finger bluteten und zu brennen schienen. Der Blick durch das Fenster auf die Stadt, die Hügel und den Hafen kam mir wie eine Verhöhnung vor, aber der Rahmen musste bearbeitet werden. Mit jedem Kratzen legte ich eine weitere Schmerzschicht bloß. Vielleicht wäre mein Herz geheilt, wenn das Holz irgendwann nackt und glatt war. Einmal (war es Tag oder

Nacht?) führte mich Steve sanft von dem Fenster weg, das keine Lösung bereithielt. Mein zweckloses, besessenes Kratzen war verstörend.

Die wenigen Male, die ich mich hinauswagte – in die unpersönliche Welt der Läden und Behörden –, hatte ich keine Skrupel, Wildfremden mein Unglück anzuvertrauen. »Mein Sohn ist gestorben«, erklärte ich der Frau hinter dem Postschalter. »Er ist vor drei Wochen überfahren worden. Er war erst neun.« Die Frau erblasste und wurde irgendwie länger und schmaler. Am liebsten wäre sie wohl hinter dem Poster verschwunden, das eine neue Briefmarkenserie bewarb. Sammlerstücke, ein wunderbares Geschenk für Freunde im Ausland, problemlos zu verschicken. Sie sah nervös zur Tür und sagte leise, das täte ihr leid. Ihre Stimme hörte sich unbeteiligt an. Was tat ihr leid? Dass ich sie dazu missbrauchte, um vor ihr mein schreckliches Schicksal auszubreiten, oder dass ich überhaupt in die Post gekommen war?

Einen Moment lang stieg heiße Scham in mir auf. Wie kam ich dazu, einen x-beliebigen Menschen zu belästigen, der nur seinen Lebensunterhalt verdienen wollte? Die Frau hatte allen Grund zu glauben, dass ich verrückt war oder log oder beides.

Dem Kassierer in der Bank erzählte ich es auch. Er reagierte ähnlich. Woher kam dieses Bedürfnis, Fremden meine klaffende Wunde vorzuführen? Ihren Schock und ihre Verlegenheit zu sehen, kann es nicht gewesen sein, dafür war das Gefühl der Befriedigung zu schwach. Ich muss irgendein Bedürfnis gehabt haben, mir einen neuen Platz in der Welt zu suchen, mir ein Etikett anzuheften, das für alle lesbar war, und mich letztlich dazu zu zwingen, das nicht Hinnehmbare hinzunehmen. Vielleicht gab es einen guten Grund dafür, dass die Trauernden früher ein Jahr lang Schwarz trugen.

Es war ein Hinweis darauf, dass der Betreffende im besten Fall labil war.

Ich wollte zwar keineswegs ständig zu Hause hocken und jedem mitleidtriefenden Besucher ausgeliefert sein, aber ich war auch noch nicht bereit für die Außenwelt. Ich ging die Hauptstraße hinunter, weil ich nach Kleidung für unseren überlebenden Sohn suchte, Designermode für Kinder von so erlesener Qualität, dass er *für immer* geschützt und behütet war, und kam mir plötzlich verloren und völlig desorientiert vor. Fortgespült von einer Flut von unbekanntem, anonymen Gesichtern, musste ich mich zusammenreißen, um nicht loszuschreien. Glänzende Schaufensterscheiben stürzten auf mich zu, drohten mich auf dem Bürgersteig zu zerschmettern. Meine Knie wurden weich. Eine Bekannte entdeckte mich und begleitete mich zu meinem Auto. Ich schämte mich für meine Schwäche, dankte ihr und schickte sie weg.

Nach Luft ringend saß ich hinter dem Lenkrad und sah mich plötzlich von außen. Ein eingefallenes Gesicht, umrahmt von Haaren, die in alle Richtungen abstanden. Als ich in den Rückspiegel sah, war ich erstaunt, darin eine junge achtundzwanzigjährige Frau mit roten Augen zu erblicken.

Wir versuchten, wieder ein wie auch immer geartetes normales Leben aufzunehmen. Erschöpft von meinem Heulen und Zetern, während er selbst schwer an seiner versteckten Trauer trug, packte Steve zwei Wochen nach dem Begräbnis seine Tasche und machte sich wie ein Schlafwandler auf den Weg, um eine Woche auf See zu verbringen. Ich hoffte, dass er durch den geregelten Tagesablauf auf dem Schiff zu Klarheit und Ruhe fand.

Einige Tage später hörte ich, wie an unsere Haustür geklopft wurde. Ich verbarg mich im Dämmerlicht am Ende des Flurs und versuchte die Gestalt hinter der Milchglas-

scheibe auszumachen. Die Silhouette schien zu einer Frau zu gehören, aber sie kam mir nicht bekannt vor. Sie hatte kurze, struppige Haare und war für eine Frau sehr groß.

Rob sah vom Küchentisch auf, wo er gerade mit seinen neuen Legosteinen eine Raumstation baute. In den letzten Wochen war er mit fröhlich verpacktem Spielzeug und Kleidung regelrecht überschüttet worden. Rata, früher ein zuverlässiger Wachhund, blieb auf der Schwelle zum Zimmer der Jungen liegen und spitzte ein Ohr. Sie war untröstlich und rührte sich seit dem Unfall kaum noch vom Fleck, hob nicht einmal mehr den Kopf. Wenn man versuchte, sie aufzumuntern, rollte sie nur traurig die Augen.

»Wir machen einfach nicht auf«, sagte ich. »Sie wird gleich wieder gehen.«

Ein neuer Besuch war so ziemlich das Letzte, was wir brauchen konnten. Ich war innerlich völlig taub und erschöpft und fühlte mich außerstande, ein Gespräch zu führen. Wieder würde ich die Geschichte erzählen müssen. Wieder würde mich jemand mit Kuhaugen ansehen, während ich berichtete, wie unsere beiden geliebten Söhne die Straße hinuntergingen und nur einer von ihnen zurückkam. Die Geschichte wieder und wieder zu erzählen, sie wie ein Kirchenlied in einer leeren Kathedrale zu rezitieren, erschöpfte mich. Ich wollte die Tränen nicht, wollte das betroffene Geseus nicht mehr hören.

Vielleicht gehörte die Frau aber auch zu den Besuchern, die etwas zu essen brachten. Zahllose Teller mit Sandwiches, Muffins, Brathähnchen und Essen für jeden Geschmack waren in den letzten drei Wochen vor unserer Haustür abgestellt worden. Ich war den Köchen dankbar für ihren Sinn fürs Praktische und für ihre Zurückhaltung. Ihre schlichten Gaben waren eine willkommene Abwechslung zu all den

Trauerbekundungen. Essen interessierte mich zwar nicht, aber irgendwohin verschwand der Inhalt dieser Teller doch immer.

Auf unserer Küchentheke wurde der Tellerstapel derweil immer höher. Ich hatte keine Ahnung, von wem sie stammten, und sie machten mir ein schlechtes Gewissen. Vielleicht war die Frau vor unserer Tür nur eine dieser Wohltäterinnen, die genug Mut aufbrachte, um ihr Geschirr zurückzufordern.

Nein, ich würde die Tür demjenigen, der hinter der Milchglasscheibe wartete, nicht öffnen. Sie oder er konnte das Essen, die Blumen oder die kitschige Beileidskarte auf der Fußmatte liegen lassen und in ein Leben ohne Schmerz zurückkehren.

Gerade als ich mich in die Sicherheit der Küche zurückziehen wollte, klopfte die Gestalt erneut. Rata sprang bellend auf. Das war seit Sams Tod das erste Mal, dass sie etwas anderes als Winseln von sich gab.

»Braves Mädchen!«, sagte ich und streichelte über das Fell auf ihrem Rücken. Sie machte einen Satz zur Haustür und wedelte mit dem Schwanz.

Der Kopf hinter dem Glas drehte sich erwartungsvoll. Offenbar hatte er oder sie das Bellen gehört. Jetzt blieb mir nichts anderes mehr übrig. Die Tür nicht zu öffnen wäre schlicht und ergreifend unhöflich gewesen.

Ich schob meine Finger unter Ratas Halsband und drückte auf die Klinke. Ein Sonnenstrahl blendete mich. Die anmutige Silhouette gehörte zu Lena. An ihrem langen, schlanken Arm hing ihr Sohn Jake, der im selben Alter wie Rob war.

Die meisten Leute hatten ihre Kinder zu Hause gelassen. Mit Ausnahme von Robs ein, zwei engsten Freunden hatten

sich bislang keine Kinder zu uns getraut. Verständlicherweise. Schon der Tod seiner Großeltern überforderte ein Kind, um wie vieles mehr galt das für den Tod eines Gleichaltrigen. Wer konnte schon vorhersagen, welche Folgen das plötzliche Verschwinden eines anderen Kindes auf ihr noch nicht ganz ausgebildetes Nervensystem hatte? Außerdem wusste man nicht, ob so eine Tragödie nicht doch ansteckend war.

Ich war mir meiner Reaktion auf die Kinder anderer Leute auch noch nicht sicher. Allein die Erwähnung eines Namens, vor allem die eines Jungen in Sams Alter, ließ bitteren Zorn in mir aufsteigen. *Warum hat dein Kind das Recht zu leben und meines nicht?*

Lenas Sohn starrte erst mich an, dann Rata, die fröhlich in die Höhe sprang, um sich aus meinem Griff zu befreien. Er linste an mir vorbei in den Flur. Vielleicht würde das ein halbwegs normaler Besuch werden, zur Abwechslung einmal ohne das ewige »Es tut mir so schrecklich leid. Gib bitte Bescheid, wenn ich irgendetwas für dich tun kann«.

»Möchtest du Rob besuchen?«, fragte ich das Kind schnell, falls Lena doch vorhatte, die erwartbaren Plattitüden von sich zu geben. »Er baut gerade eine Stadt auf dem Mond.«

Jake stand da, ein kurzes Lächeln erschien auf seinen Lippen.

»Du kannst auch aufs Klo, wenn du mal musst«, plapperte ich weiter und versuchte Rata davon abzuhalten, ihn völlig vollzusabbern. »Nur ist man da gerade leider nicht unbedingt für sich. Sie haben gesagt, dass die Tür in zwei Wochen abgebeizt wäre, aber es dauert eine halbe Ewigkeit. Hier geht es gerade drunter und drüber ...«

Lena beugte sich wie eine Weide über ihre Schultertasche, ein riesiger Patchwork-Beutel, extravagant und bunt

genug, um von der Künstlerin selbst zu stammen. Sie griff hinein und beförderte ein kleines Lebewesen mit riesigen dreieckigen Ohren heraus. Es war schwarz und hatte kein Fell im eigentlichen Sinne, eher vereinzelte Fellbüschel. Vielleicht hatte sie ein Stofftier zum Trost für einen trauernden Jungen genäht.

Als das winzige Ding den Kopf bewegte, zuckte ich zusammen. Seine Augen standen wie zwei Glasmurmeln hervor. Vier unglaublich niedliche Pfoten ragten durch Lenas Finger. Der Anblick erinnerte mich an Fotos von Frühgeborenen, die man zum Beweis ihrer Winzigkeit neben die Hand eines Erwachsenen legt. Ein hilfloser Organismus, der sich kaum selbst am Leben erhalten konnte.

»Wir wollten euch das Kätzchen bringen«, sagte Lena und lächelte mich unverwandt an.

Das Kätzchen? Welches Kätzchen?

»Sams Kätzchen!«, rief Rob, kam aus der Küche angerannt und quetschte sich an mir vorbei.

Rata bellte laut und befreite sich aus meinem Griff. Sie sprang an Lena hoch und warf sie beinahe um. Die Katze verschwand zwischen Lenas Brüsten. Unser Hund muss dem kleinen Ding wie ein Riesenungeheuer vorgekommen sein. Es war nicht zu übersehen, dass die beiden Tiere einander nicht mochten.

»Sitz, Rata!«, knurrte ich. »Sie ist nicht an Katzen gewöhnt.« Ich packte den Hund wieder am Halsband und zog ihn ins Haus.

»Mach dir keine Sorgen, altes Mädchen«, sagte ich und tätschelte sie. »Das regeln wir schon.«

Rata schien zu begreifen, dass es nur eine vorübergehende Unannehmlichkeit darstellte, in die Küche verbannt zu werden. Das Kätzchen, Sams Kätzchen, gehörte nicht in unser

Haus. Es war wie E.T. in einem Raumschiff in Form von Lenas Patchwork-Tasche bei uns gelandet. Es stammte aus einer anderen Zeit. Damals waren wir andere Menschen gewesen, da war Sam noch bei uns, und unser Leben noch ganz. Jetzt waren wir zerrissen, nur noch Schatten unserer selbst, und für ein Kätzchen war da kein Platz. Nicht bei uns.

Ein Tierkind mit all seinen Bedürfnissen würde mich völlig überfordern. Zumal ich gerade als Mutter eines neunjährigen Menschenkindes versagt hatte. Wie sollte ich ein so winziges, verletzliches Wesen großziehen? Abgesehen davon hatte Rata genug mitgemacht. Da fehlte es gerade noch, dass ihr Leben von einem ihrer natürlichen Feinde auf den Kopf gestellt wurde.

Lena musste den Eindringling wieder mitnehmen. Das würde sie bestimmt verstehen. Sie hatte sicher keine Schwierigkeiten, eine Familie zu finden, die sich um das Kätzchen kümmern konnte. Es war schließlich recht präsentabel und sie ein wahres Verkaufsgenie. Auf dem Weg zurück zur Haustür legte ich mir die Worte zurecht. Lena würde enttäuscht sein, aber das war nichts im Vergleich zu dem, was wir im Moment durchmachten.

Gerade als ich an der Haustür ankam, legte Lena, in goldenes Licht getaucht, die kleine Katze in Robs Hände.

»Jetzt gehört sie dir«, sagte sie mit sanfter Stimme.

»Es tut mir leid, Lena ...«, setzte ich an.

Aber dann sah ich Robs Gesicht. Er blickte hinunter auf das Kätzchen und fuhr mit einem dicken Fingerchen über seinen Rücken, und dabei entdeckte ich etwas, von dem ich gedacht hatte, es wäre für alle Zeiten von dieser Erde verschwunden. Robs Lächeln.

»Willkommen zu Hause, Cleo«, sagte er.

Vertrauen

*Eine Katze ist stets genau
zur richtigen Zeit am richtigen Ort.*

Als Rob mit der kleinen Katze im Haus verschwand, wandte sich Lena zum Gehen. Panisch packte ich sie am Ellbogen.

»Da ist etwas, das Sie wissen müssen«, platzte ich heraus. »Ich bin eigentlich gar nicht der Typ für Katzen. Gut, wir hatten früher Katzen, aber die waren völlig verwildert. Sie wohnten unter dem Haus und wir gaben ihnen gelegentlich mal etwas zu fressen. Mum wuchs nämlich auf einer Farm auf und da waren Katzen einfach da. Sie ließ ein paar ins Haus und wir zähmten sie so halb, aber richtig an uns gewöhnt waren sie nicht ...«

Lenas Miene verfinsterte sich. Aber sie musste das wissen. Ihr nicht davon zu erzählen, wäre schlimmer, als ein Einreiseformular auszufüllen und ein Häkchen bei »habe mich in den letzten dreißig Tagen auf keiner Farm aufgehalten« zu machen, wenn man im Gegenteil die letzten zwei Wochen seinem Cousin Jeff beim Melken der Kühe geholfen hat.

»Eine von ihnen, sie hieß Sylvester, hat immer in Mums Schuhe gemacht, was wirklich eklig war, weil sie manchmal vergaß, hineinzuschauen, bevor sie sie anzog. Dann bekam sie jedes Mal einen fürchterlichen Wutanfall. Sie sagte, Sylvester sei halber Perser, das sind die mit den langen Haaren, und dass er von da sein Temperament habe. Er war schwarz-

weiß. Damit will ich nur sagen, Lena, dass wir vermutlich eher der Hundetyp sind.«

Lena neigte den Kopf wie eine exotische Lilie und musterte das Gestrüpp, das in unserem Garten wucherte. Ihr Auge fiel auf die riesigen Haufen, mit denen Rata den Vorgarten dekoriert hatte, und sie seufzte.

»Es ist ein ganz besonderes Kätzchen«, erwiderte Lena. »Aber wenn Sie keine Katzen mögen ...«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich Katzen nicht mag«, fiel ich ihr ins Wort. »Ich weiß nur nicht, wie man sie versorgt. Ich habe zum Beispiel kein einziges Buch über Katzenaufzucht oder etwas in der Art gelesen.«

»Ach, Katzen sind ganz pflegeleicht«, sagte sie im Tonfall einer Kindergärtnerin. »Viel pflegeleichter als Hunde. Sie wird Ihnen keine Schwierigkeiten machen. Man muss sie nur ein, zwei Tage im Haus behalten, damit sie sich eingewöhnt. Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Sie irgendwelche Fragen haben. Und wenn Sie es sich anders überlegen, können Sie sie mir auch zurückbringen.«

»Aber ...« Lena schien nicht zu begreifen, dass ich mich bereits entschieden hatte. Ich wollte das Kätzchen nicht.

»Sie braucht nur ein bisschen Liebe.«

Liebe. Wie leicht einem dieses Wort von den Lippen ging. Viel leichter als Worte wie »Lasagne«, »Liegestuhl« oder »lass mich endlich in Ruhe«. Mein Herz war mir aus der Brust gerissen und in tausend Stücke zerfetzt worden. Wie sollte es da in der Lage sein, etwas dem Wort mit »L« ähnliches für ein Wesen zu empfinden, von dem ich völlig vergessen hatte, dass wir es aufnehmen wollten, und für das zu sorgen wir einfach nicht imstande waren?

Abgesehen davon würden wir für eine Katze, falls dieses Wesen in unserer Obhut durch irgendein Wunder lang ge-

nug überleben würde, um eine zu werden, unendlich lang die Verantwortung tragen müssen.

Ich war in Lenas Wertschätzung ohnehin schon so tief gesunken, dass ich sie nicht auch noch fragen wollte, wie alt eine Katze dieser Art werden konnte. Wenn ich mich recht erinnerte, konnten sich selbst die halbzahmen Katzen, mit denen ich aufgewachsen war, glücklich schätzen, wenn sie mehr als sechs Jahre unter uns weilten. Die meisten erlitt ein Schicksal, das meine Eltern normalerweise mit ernsten, nüchternen Begriffen wie »vergiftet«, »überfahren« oder »weggelaufen« beschrieben. Nachfragen waren nicht erwünscht. »Wer hat das getan?« oder »Wo?« wurden stets mit einem »Wer weiß das schon?« beantwortet.

Wenn dieses Kätzchen durch irgendein Wunder methusalemische neun Jahre erreichen sollte, wäre Rob fünfzehn, was unvorstellbar weit in der Zukunft lag. Angesichts der Schläge, die unser endokrines System hatte einstecken müssen, bezweifelte ich sowieso, dass einer von uns realistischerweise erwarten durfte, so lange zu überleben.

Lena lächelte dünn und verschwand zusammen mit Jake den Weg hinunter. Die arme Lena. Ich hätte diplomatischer sein sollen. Es musste sie hart ankommen, ihr Kätzchen bekennenden Hundetypen zu überlassen. Wie auch immer, sie hatte jedenfalls angeboten, das Kätzchen zurückzunehmen. Ich konnte Rob ein, zwei Tage mit dem Tier spielen lassen, und es dann der Fürsorge eines katzenfreundlicheren Haushalts überlassen.

Rata seufzte laut hinter der Küchentür.

»Keine Sorge!«, rief ich der alten Hündin noch einmal zu. »Wir regeln das schon.«

Rob hatte sich in eine Ecke des Wohnzimmers verzogen und schmuste mit dem Kätzchen in seinem Arm. Es schön

zu nennen wäre dasselbe gewesen, wie Elton Johns Brillen aus den Achtzigern als dezent zu bezeichnen. Es war ein in ein Geschirrtuch gewickeltes Häuflein Elend. Ein Stofftier, das man in den Laden zurückbringt, um es gegen eins mit mehr Füllung umzutauschen.

Sam hatte wieder einmal einen guten Blick bewiesen. Mit seinem übergroßen Kopf und dem Hals, der dünner war als ein Staubsaugerrohr, sah das kleine Ding E. T. viel ähnlicher als einer Katze. Für jemanden, der kein Katzentyp war, bot der Mangel an Fell eindeutig zu große Einblicke in die Katzenanatomie. Ich versuchte, über die halbdurchsichtigen Hautfalten hinwegzusehen, die über seinem Brustkorb lagen. Die Haut war dankenswerterweise schwärzlich gefärbt, so dass sie die Bewegung darunter wenigstens zum Teil verbarg. Wenn ich genauer hingesehen hätte, hätte ich womöglich das winzige Herz schlagen gesehen. Sicherheitshalber wandte ich meinen Blick ab.

Es war mir ein Rätsel, wie ein Wesen mit so viel überschüssiger Haut geboren werden konnte. Die Lappen unter seinen Vorderpfoten hätten gut als Flügel herhalten können. Von seinem Bauch hing ein schlaffer Sack herunter. Die Haut hätte leicht für zwei weitere Tiere dieser Größe gereicht. Das Leben dieses Wesens musste wirklich am seidenen Faden gegangen haben. Die älteren Geschwister hatten die kleine Schwester bestimmt immer zur Seite geschubst, um sich selbst den Bauch vollzuschlagen.

Das Kätzchen würde furchtbar viel fressen und wachsen müssen, um all die Hautsäcke zu füllen. Doch selbst dann war die Wahrscheinlichkeit, dass es halbwegs passabel aussehen würde, gleich null. Eine größere, ausgefüllte Version des Kätzchens könnte im Gegenteil in der Geisterbahn auftreten. Ich trat einen Schritt zurück. Es gehörte eindeutig zu

den Dingen, die aus der Distanz besser aussahen. Wenigstens die Färbung war durchgehalten. Schwärzer konnte es nicht sein. Selbst seine Krallen waren schwarz. Angefangen bei den Krallen über die Pfoten bis hin zu den Schnurrhaaren war es pechschwarz. Nur die Augen bildeten eine Ausnahme. Sie waren glänzende grüne Spiegel, die eigentlich nicht zu einer Katze gehörten. Sie mussten einem Wesen aus einer anderen Welt gestohlen worden sein. Rob strich dem Kätzchen mit seinem Finger über die Stirn und es sah bewundernd zu ihm hoch. Die beiden sahen aus wie ein Werbespot aus den fünfziger Jahren.

»Sam hatte recht«, sagte er und überreichte mir Cleo vorsichtig. »Tiere können wirklich sprechen. Hör mal. Sie knurrt.«

Womöglich war es ihr Fliegengewicht in meiner Hand, die Zerbrechlichkeit ihrer Gliedmaßen oder die Weichheit ihres Fells, jedenfalls füllte sich meine Brust plötzlich mit irgendetwas Butterweichem. »Das ist kein Knurren«, sagte ich und fuhr mit meinem Finger über das zarte Perlenband ihres Rückgrats. »Sie schnurrt.«

Einen kurzen Moment überwältigte mich der Anblick des unschuldigen, von gigantischen Ohren überschatteten Fellgesichts. Dieser Winzling von Katze besaß die Frechheit, einfach so, ohne Entschuldigung in unser Leben zu platzen, obwohl wir doch Sam verloren hatten und ich manchmal das Gefühl hatte, dass für mich damit alles zu Ende war. Nicht nur das, wie sie da zusammengerollt in meinen Händen lag, schien sie auch noch zu erwarten, dass sich alles zum Besten wenden würde. Sie war so klein, so hilflos. Und hatte keine andere Wahl, als uns zu vertrauen.

Cleo steckte lässig eine ihrer kleinen Prätzen aus und gähnte, wobei sie ein bonbonrosa Maul, gesäumt von ge-

fährlich aussehenden Zähnen, präsentierte. Die verblüffenden Augen starrten mich mit einem Ausdruck an, der nicht so ganz zu ihrer Winzigkeit und Verletzlichkeit passen wollte. Der unerschütterliche Blick sagte alles. Aus ihrer Sicht begegneten wir einander auf Augenhöhe.

»Du musst mal ihre Ohren anfassen«, sagte Rob. »Sie sind ganz weich.«

Cleo hatte nichts dagegen, an den Ohren gestreichelt zu werden, im Gegenteil, sie senkte den Kopf und schmiegte sich in meine Hand. Ich erwartete kein Dankeschön. Ihre Ohren glitten wie kostbare alte Seide durch meine Finger.

Es kam mit einer sandpapierartigen Zunge. Cleo leckte mir über den Handrücken, und das war ähnlich überraschend wie der erste Kuss. Ein Teil von mir wollte sie festhalten und nie wieder hergeben. Der andere, tief verwundet, war besorgt über diesen Tsunami von Zuneigung, der mich überschwemmte. Lieben heißt letztlich verlieren. Der Vertrag, den man bei der Ankunft jedes Haustiers stillschweigend abschließt, bedeutet, dass es wahrscheinlich vor einem sterben wird. Je mehr man sie liebt, desto schmerzhafter wird man ihren Verlust empfinden. Wenn ich Cleo mein Herz öffnete, dann wäre das so, als würde ich ein ohnehin schon wundes Organ auf ein Rollfeld legen und Flugzeuge zur Landung einladen.

»Mal sehen, wie sie läuft«, sagte ich und setzte das Kätzchen auf den Boden. Wir sahen ihr zu, als sie wie ein aufziehbares Blechspielzeug über den Teppich wackelte. Der Teppich musste ihr wie hohes, fast undurchdringliches Gras vorkommen. Sie verwendete ihr dünnes wurmartiges Schwänzchen als Steuerruder und stakste auf den Gummibaum zu.

Ich war nie ein Fan des Gummibaums gewesen. Wir hatten ihn von den Vorbesitzern unseres letzten Hauses geerbt.

Ich verstand allmählich, warum sie ihn zurückgelassen hatten. Mit seinen großen, wachsartigen Blättern hatte er eine unzerstörbare und irgendwie humorlose Präsenz. Wie ein ungebetener Gast beim Abendessen hörte er jedes Gespräch mit, ohne irgendetwas dazu beizutragen, außer vielleicht, wenn ihm gerade danach war, etwas Sauerstoff. Wir hatten gehofft, dass wir das Ding zurücklassen könnten, als wir auf den Ziegenpfad gezogen waren, aber die Umzugsleute hatten ihn irrtümlich zusammen mit unseren Möbeln in den Laster geschleppt.

Als ich den Gummibaum in einen hässlichen orangefarbenen Plastikeimer pflanzte, gab ihm das neuen Auftrieb. Er trieb frische dunkelgrüne Blätter in der Größe von Frisbeescheiben aus und schickte unheimliche Fühler los, die um Bilderrahmen und über Vorhangschielen krochen. Das Ding, das mittlerweile eindeutig eher ein Baum war, machte Anstalten, den ganzen Vorort zu verschlingen. Mein Versuch, ihn mit einer Heckenschere zu beschneiden, endete damit, dass er die Kommode überwucherte.

Cleo blieb etwa einen Meter vor dem orangefarbenen Eimer stehen, duckte sich und musterte mit der hinterhältigen Entschlossenheit eines Löwen, der sich an eine Antilope heranpirscht, ihre Beute – ein Blatt, das von einem der unteren Äste baumelte. Vor Anspannung leicht zitternd wartete sie auf den Moment, in dem das Blatt nicht aufpasste. Als sie überzeugt war, dass das Opfer in seiner grenzenlosen Dummheit irgendwelchen Blattgedanken nachhing, griff sie es mit Ingrimms an und bohrte ihre Zähne in sein überraschtes Fleisch.

Dann passierte etwas ganz Erstaunliches. Es setzte mit einem Laut ein, der zunächst fremd erschien, ein leises Gurgeln, dem so etwas Ähnliches wie ein Schluckauf folgte. Un-

sere Münder öffneten sich, das weiche Innere unserer Kehlen zog sich krampfartig zusammen, aber dieses Mal nicht, weil wir losheulten. Es war Lachen. Rob und ich lachten. Das erste Mal seit Wochen geben wir uns der einfachsten und komplexesten Heilmethode hin, die die Menschheit kennt. Ich hatte ganz vergessen, wie es war, zu lachen, so tief hatte mich die Trauer in ihren Abgrund gezogen. Es brauchte einen Jungen, sein Kätzchen und einen Gummibaum, um eine für die menschliche Gesundheit entscheidende Grundfunktion bei mir wieder in Gang zu bringen. Das Grauen der letzten Wochen verschwand, die Fesseln des Schmerzes lockerten sich für einen Moment. Wir lachten.

Im Kampf zwischen Cleo und dem Gummibaumblatt stand der Gewinner von vornherein fest. Das Blatt war doppelt so groß wie Cleo und fest mit dem Ast verbunden. Jedes Mal, wenn sie ihren grünen Gegner mit den Krallen festzuhalten versuchte, entglitt er ihr und federte frech wieder gen Himmel.

»Die Kleine traut sich was«, sagte ich.

Plötzlich hielt die Katze inne und setzte sich auf die Hinterbeine. Mit einem diktatorischen Miauen sah sie zu uns hoch. Eine Übersetzung war überflüssig. Cleo hatte keine Lust mehr, uns zu unterhalten. Sie wollte hochgehoben und gestreichelt werden. Ein schmerzliches Heulen aus der Küche erinnerte uns daran, dass es Zeit für Cleo war, die Dame des Hauses kennenzulernen.

Ich sagte Rob, er solle Rata aus der Küche lassen, während ich Cleo festhielt. Aber was, wenn Rata sich auf die Katze stürzte und sie zu fressen versuchte? In einem solchen Fall konnte nur die starke Hand eines Erwachsenen den Hund bremsen. Es blieb also bloß die Möglichkeit, dass Rob das Kätzchen hielt und nicht losließ, während ich Rata holte.

Außer sich vor Freude, aus dem Küchengefängnis befreit zu werden, leckte Rata mich ab, als ob sie mich duschen wollte. Sie schien meinen Würgegriff um ihr Halsband gar nicht zu bemerken.

»So, altes Mädchen, da ist jemand, den wir dir vorstellen möchten«, sagte ich und kam mir vor wie eine Zahnärztin, die einem kleinen Patienten das erste Mal einen Bohrer vorführt. »Du musst keine Angst haben, nur ganz vorsichtig sein.«

Rata wusste genau, wo es hinging. Wie ein Düsenboot mit einem Wasserskifahrer im Schlepptau zog sie mich ins Wohnzimmer, wo Rob am Fenster stand und Cleo besorgt unter sein Kinn drückte. Rata sah die Katze und spannte jeden Muskel unter ihrem Halsband an. Cleo riss die Augen auf, bis sie wie zwei Riesensmaragde aussahen. Sie sträubte ihr Fell, um sich doppelt so groß zu machen, aber selbst das hätte nicht einmal genügt, um einen Chihuahua zu beeindrucken. Sie machte einen Buckel und legte die Ohren flach. Gerade als ich dachte, es könnte nicht mehr schlimmer kommen, gab Rata ein Bellen von sich, das die Stille im Zimmer wie Kanonendonner durchschlug. Das Kätzchen musste vor Schreck einen Herzschlag kriegen.

Jedes normale Tier, das mit einem um so vieles größeren Gegner konfrontiert wurde, hätte sich in Robs Armen versteckt, aber Cleo war kein normales Tier. Sie funkelte von ihrer menschlichen Festung herunter, verengte ihre Pupillen zu Stecknadelköpfen und legte ausreichend Bösartigkeit in ihren Blick, um das gesamte Hundemperium einzuschüchtern. Dann riss sie das Maul auf, legte zwei Reihen kleiner Dolche frei – und fauchte.

Rob, Rata und ich erstarrten. Cleos Fauchen war beängstigend urtümlich, wie das eines Python, der im nächsten

Moment einen Hasen verschlingen würde, ein Fauchen, das Cleopatra selbst alle Ehre gemacht hätte, eines, das keinerlei Widerspruch duldete.

Rata wand sich in ihrem Halsband, dann ließ sie sich auf ihr Hinterteil fallen. Erschreckt von der Wildheit des Kätzchens ließ die alte Hündin den Kopf hängen und musterte den Boden. Sie machte einen enttäuschten und verwirrten Eindruck.

Dann begann ich zu begreifen. Ich hatte die Signale, die Rata ausgesandt hatte, die ganze Zeit über missverstanden. Sie hatte Lena an der Haustür begrüßen, nicht angreifen wollen, als sie sie angesprungen hatte. Und gerade eben hatte sie aus freudiger Erregung geknurrte und mit ihrem Bellen zum Spielen auffordern wollen. Aber nicht nur ich hatte Rata mit meiner Fehlinterpretation verletzt, sondern auch ein angriffslustiges Kätzchen, das nicht viel größer als ihre Vorderpfote war.

»Es ist okay«, sagte ich. »Bring Cleo her.«

Rob kam, Cleo in den Armen, zögernd zu uns herüber. Rata sah mit einem so sanften, freundlichen Ausdruck zu dem Kätzchen hoch, als wäre sie Mutter Teresa. Vorsichtshalber hielt ich sie trotzdem am Halsband fest.

»Siehst du? Rata hat nichts gegen das Kätzchen. Sie weiß nur nicht, wie sie sich mit ihm anfreunden soll. Setz Cleo auf den Boden, mal sehen, was sie macht. Ich werde Rata nicht loslassen.«

Rob trat ein paar Schritte zurück und setzte Cleo ab. Die Katze stand auf allen vieren und blinzelte ihren monumentalen Hausgenossen an. Rata legte den Kopf zur Seite, stellte die Ohren auf und winselte leise, als Cleo sich mutig auf sie zubewegte. Als sie schließlich bei Ratas Vorderpfoten angelangt war, blieb sie stehen und musterte das Monsterhunde-

gesicht, das über ihr in der Luft hing. Dann drehte sie sich einmal um die eigene Achse und rollte sich wie eine Raupe zwischen Ratas gigantischen Pfoten zusammen.

Unsere Hündin bebte vor Freude, dass sie als die Supernanny, die sie war, erkannt wurde. Seit die Jungen Babys gewesen waren, hatte ich sie nie mehr so voller Mutterinstinkt gesehen. So, wie sie unsere Kinder immer beschützt hatte, wusste ich, dass ich ihr das Kätzchen bedenkenlos anvertrauen konnte.

Nicht nur unsere Herzen waren zu Matsch geworden, als Sam starb. Dank welchen hündischen Dechiffriersystems auch immer, Rata wusste, was mit Sam geschehen war. In gewisser Weise war Rata der Trauer noch viel hilfloser ausgeliefert als wir. Sie lag da und ließ die Stunden an sich vorbeiziehen, ohne sich durch Worte oder Tränen Erleichterung verschaffen zu können. Ein Täschneln und ein beruhigendes Wort von uns schienen ihr nur für einen kurzen Moment Trost zu verschaffen. Aber das Kätzchen hatte die alte Hündin wieder zu Leben erweckt. Vielleicht hatte Ratas Herz genug Kraft, dass es sich noch einmal öffnen konnte.

Als ich ihr Halsband losließ, entrollte sich ihre Zunge wie eine Staatsflagge. Ohne auch nur zu zucken, ließ es unser kleiner Eindringling zu, dass er liebevoll vom Schwanz bis zur Schnauze und zurück abgeleckt wurde.

»Wo schläft Cleo heute?«, fragte Rob.

»Wir bereiten ihr in der Waschküche ein Bett. Ich suche eine Wärmflasche, damit sie es warm hat.«

»Das geht nicht! Sie vermisst bestimmt ihre Brüder und Schwestern. Sie wird Alpträume haben. Ich will bei ihr schlafen.«

Seit dem 21. Januar hatte Rob die Wörter »vermissen«

und »Bruder« nicht mehr in ein und demselben Satz gebraucht, nur die Superman-Uhr blieb wie festgewachsen an seinem Handgelenk. Tagsüber bot Rob die erstaunlich überzeugende Vorstellung eines Kindes, das ein völlig normales Leben führt. Nachts war es etwas anderes. Geplagt von Albträumen von einem Monster, das ihn in einem Auto jagte, wälzte er sich auf seiner Matratze in unserem Schlafzimmer im Schlaf hin und her.

»Für uns drei und die Katze ist es zu eng im Schlafzimmer«, sagte ich. »Abgesehen davon wird Cleo die ersten Nächte vielleicht unruhig sein, bis sie sich eingewöhnt hat.«

»Das macht nichts«, sagte er. »Sie kann zusammen mit mir in meinem alten Zimmer schlafen.«

Das Zimmer, das sich Sam und Rob geteilt hatten, war noch immer verwaist. An einem Nachmittag, der in seinem Grauen völlig surreal war und an dem ich mich wie eine Figur auf einem Gemälde von Hieronymus Bosch fühlte, hatten wir Sams Kleider und Spielzeug in Tüten verstaut und zu einem Sammelcontainer auf dem Schulgelände gebracht. Danach taten wir das, was wohl alle in einer solchen Situation taten, und gestalteten das Zimmer neu. Steve strich es sonnengelb. Ich nähte Schlumpfvorhänge und hingte ein Micky-Maus-Poster an die Wand. Steve baute ein Bett und malte es rot an. Ich kaufte bunte Bettwäsche. Aber all die knalligen Farben halfen nichts, Rob war nicht dazu zu bewegen, das Zimmer wieder zu beziehen. Ich fand mich schon langsam damit ab, dass er bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahr und darüber hinaus in der Ecke unseres Schlafzimmers schlafen würde.

»Willst du wirklich wieder in deinem Zimmer schlafen, Rob?«

»Jemand muss sich doch nachts um Cleo kümmern.«

Rob machte an diesem Abend in seinem neuen/alten Zimmer einen beinahe ebenso verwirrten Eindruck wie die kleine Katze. Ein beißender Geruch nach frischer Farbe lag in der Luft. Die Bettwäsche leuchtete neonfarben. Das neue Laken war glatt und kalt.

In diesen Wochen mussten bestimmte, besonders geliebte Gutenachtgeschichten vermieden werden. *Green Eggs and Ham* ging wegen der Hauptfigur *Sam I Am* nicht und ich ertrug auch *The Digging-est Dog* nicht, weil ein Junge namens Sam Brown mit seinem Hund darin vorkam. Gemeinsam mit Cleo, die zwischen uns lag, machten wir es uns daher mit *One Fish Two Fish* gemütlich, dessen Text mir so vertraut war, dass ich ihn beinahe auswendig konnte.

Ich spürte, wie sich Robs Angst drohend über ihm zusammenballte, als wir bei der letzten Seite anlangten. »Bist du sicher, dass keine Monster im Zimmer sind?«, fragte er und warf einen ängstlichen Blick unters Bett.

»Völlig.« Jetzt schien mir der falsche Zeitpunkt zu sein, ihm zu sagen, wo sich die schlimmsten Monster verbargen. Schlau wie sie sind, kriechen sie in unsere Köpfe und warten auf den Moment, in dem wir am verletzlichsten sind – wenn es Zeit ist, schlafen zu gehen, oder wenn wir krank und ängstlich sind.

»Aber vielleicht unter dem Bett?«

»Dort habe ich vorhin schon nachgeschaut.«

»Kannst du noch mal schauen?«

»Also gut«, sagte ich und beugte mich hinunter, um erneut die Staubflusen zu begutachten, die sich dort vor dem Staubsauger versteckten.

»Und hinter den Vorhängen?«

Ich nahm Cleo hoch – warum wollte ich sie eigentlich die ganze Zeit auf dem Arm halten? – und schob den Vorhang

zur Seite. Das erste Mal lag in den funkelnden Lichtern der Stadt ein Hoffnungsschimmer. Oder bildete ich mir das nur ein? Wahrscheinlich erlaubten sie sich einfach nur einen grausamen Scherz mit uns und lachten über uns, weil wir meinten, dass diese Nacht vielleicht ein wenig leichter werden würde.

»Keine Monster«, sagte ich und zog den Vorhang wieder zu. »Und jetzt schlaf gut, mein Liebling.« Ich streichelte ihm über den Kopf und küsste seine Stirn, sog den köstlichen Geruch seiner Haut ein. Merkwürdig, dass jedes Kind mit einem ganz eigenen, komplexen, wunderbaren Geruch auf die Welt kommt, den die Mutter sofort erkennt. Ich weiß nicht, ob er ahnte, wie sehr mein Leben in dieser Zeit von ihm abhing. Hätte er mich nicht gebraucht und mir nicht ein Beispiel für Mut gegeben, hätte ich wohl der Hand voll Schlaftabletten und dem Glas Brandy zum Hinunterspülen nicht widerstehen können.

»Hast du auch im Schrank geschaut?«

»Da sind nur Fußbälle und Regenmäntel drin.«

»Gibst du mir jetzt Cleo?«

Das Kätzchen. Offiziell Robs Kätzchen. Als ich ihm das Fellknäuel in die Armbeuge legte, seufzte Rob und steckte den Daumen in den Mund. Er und Cleo hatten viel gemeinsam. Wenn eine Frau ihren Mann verliert, wird sie zur Witwe. Kinder werden Waise genannt, wenn ihre Eltern sterben. Soweit ich wusste, gab es keine Bezeichnung für jemanden, der um einen Bruder oder eine Schwester trauerte. Wenn es ein solches Wort gegeben hätte, dann hätte es auf den Jungen und die kleine Katze gepasst. Von Geburt an war ihr beider Leben erfüllt von unbeholfenen Umarmungen, spielerischen Raufereien, dem Lärm und der Körperwärme ihrer Geschwister. Nun, auf brutale Weise ihrer Geschwister

beraubt, waren beide verloren und verängstigt. Aber sie waren auch tapfer und voller Leben. Im Grunde blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als sich nachts aneinanderzuschmiegen und darauf zu vertrauen, dass am nächsten Morgen die Welt wieder in Ordnung käme.

Ich knipste das Licht aus und ließ die Ereignisse dieses Tages auf einer dunklen Leinwand in meinem Kopf ablaufen. Alles war durchdrungen von dem bitteren Schmerz, ohne Sam leben zu müssen. Trotzdem stellte ich, beinahe mit einem leichten Schuldgefühl, fest, dass die letzten vierundzwanzig Stunden nicht nur trostlos gewesen waren.

Steve musste natürlich noch überzeugt werden, aber Cleo erwies sich für ein Kätzchen als erstaunlich zivilisiert.